



Gunter Arentzen

MÖRDERISCHE TRIEBE

Eine Lara Phönix-Novelle

Mörderische Triebe

Eine Lara Phoenix-Novelle

G. Arentzen

Mörderische Triebe

SHUTUP-Verlag

www.shutup-verlag.de

G. Arentzen

Schulstr. 1

76761 Rülzheim

Herausgeber:

www.geisterspiegel.de

Covergestaltung: Wolfgang Brandt

Lektorat: Anke Brandt

I look inside myself and see my heart is black
I see my red door, I must have it painted black
Maybe then I fade away and not have to face the facts
It's not easy facing up when your whole world is black
(The Rolling Stones - Paint It Black)

»Lara, es ist Zeit.«

Ich nickte und stand langsam auf. Innerlich schlotternd, nach außen jedoch so ruhig wie eben möglich ging ich von der Pritsche zur Zellentür.

Dort streckte ich meine Hände aus, sodass mir die Wärterin Handschellen und Fußfesseln anlegen konnte.

Beides wurde durch eine Kette verbunden, um mir jede Möglichkeit zur Flucht zu nehmen.

Noch einmal blickte ich mich um. Die Zelle, in der ich die letzten sechs Tage meines Lebens verbracht hatte, erschien mir plötzlich wie ein sicherer Hafen.

Was nun kam, war die ritualisierte Tötung eines Menschen auf Geheiß des Staates.

Ein Priester erschien, in der Hand die Bibel. Er schenkte mir einen mitleidigen Blick und segnete mich.

Zum Glück sagte er kein Wort, denn *das* hätte mir gerade noch gefehlt!

»Sei stark!«, wisperte die Wärterin, nachdem sie mir die Fesseln angelegt hatte. Sie blieb neben mir und eskortierte mich hinaus auf den Flur.

Dort warteten bereits vier männliche Wachen. Zwei würden vorausgehen, zwei den Schluss bilden.

Vorbei an den Zellen der anderen Todeskandidaten, den Gang hinunter zu einer grün lackierten Tür.

Unwillkürlich ging ich langsam. Nicht so wie sonst. Jeder Schritt brachte mich meinem Ende näher, jedes Zögern schenkte mir ein paar Sekunden Lebenszeit.

Niemand drängte mich, niemand sagte etwas. Auch nicht der Priester.

Die grüne Tür kam näher, noch näher – dann standen wir vor ihr und sie öffnete sich automatisch.

Dahinter befand sich der Vorbereitungsraum. Die Pritsche, ein Schrank mit den Utensilien sowie – verschlossen in einem Tresor – das Gift, welches mich töten sollte.

Die Wärterin löste die Fesseln, ich legte mich auf die Pritsche und schaute zu, wie man mich festschnallte.

Besonders große Riemen benötigte man dafür nicht. Ich war mit 1,71 zwar nicht klein, von der Figur her aber drahtig und sportlich. Meine Brüste waren zu klein, der Hintern ebenfalls und die Lippen dünn. Als Model wäre ich ein Reifall gewesen.

Einzig meine Haare, vor allem wenn ich sie lang und locker trug, hatten die Männer angesprochen.

Hier waren sie leider zu einem Kurzhaarschnitt *frisiert* worden, da dies hygienischer sei.

Mein Herz schlug bis zum Hals. Mir war, als müsste man das Pochen in dem gesamten verdamnten Raum hören.

»Vor dem Gefängnis stehen ein paar Leute und singen für dich. Sie haben Kerzen entzündet und fordern, dass wir die Exekution nicht durchführen«, erklärte die Wärterin, während sie das Kopfteil der Pritsche etwas nach oben zog, sodass ich bequemer lag.

»Ich schließe mich der Forderung an!«, brachte ich leise hervor. Mein Mund war trocken, meine Kehle rau.

»Kann ich verstehen.« Die Wärterin schenkte mir ein kurzes Lächeln. Von ihrem Alter her hatte sie bestimmt schon mehrere Frauen auf ihrem letzten Weg begleitet. Die gleichen Rituale, dieselben Worte.

»Bereue deine Taten im Angesicht des Unvermeidlichen«, wisperte der Priester. Er legte mir eine Hand auf die Schulter. »Das Reich Gottes steht den Bußfertigen offen.«

»Ich habe viel zu bereuen, Vater«, gab ich zurück. »Ich habe in Kriegen und für den Staat getötet. Die mir zur Last

gelegten Verbrechen aber kann ich nicht bereuen, denn die habe ich nicht begangen.«

Er blickte mir in die Augen, dann wich er etwas zurück. »Ich ... glaube dir!«, sagte er. »Du machst nicht den Eindruck, als würdest du lügen!«

Einer der Wärter klopfte auf meinen Arm, um eine Vene zu finden. Dann schob er eine recht dicke Nadel unter die Haut. Ich sah Blut in einen angeschlossenen Schlauch fließen. Kurz darauf wurde eine Kochsalzinfusion angehängt, damit die Vene nicht verstopfte.

Ein zweiter Schlauch führte zu jener Maschine, in der die drei tödlichen Wirkstoffe darauf warteten, in meinen Körper gepumpt zu werden.

Die Wärterin öffnete mein Shirt, klebte EKG-Sonden auf meine Brust und schloss sie an einen Monitor an.

Deutlich waren meine Herzschläge zu sehen.

Mein Puls raste. Ich spürte, wie meine Blase drückte; es kostete mich Überwindung, nicht einzunässen.

Es war das eine, in einen Krieg zu ziehen und an vorderster Front zu kämpfen; den Tod vor Augen.

Es war etwas anderes, auf eine Pritsche geschnallt auf den Tod zu warten. Unschuldig verurteilt von einem Gericht, das sich auf keine Argumente einließ.

Noch immer hatte ich nicht begriffen, wie genau es zu diesen Verwechslungen hatte kommen können. Warum jemand ernsthaft glauben konnte, ich hätte ein Blutbad angerichtet und eine unschuldige Familie abgeschlachtet. Vor allem aber verstand ich nicht, wieso ich schon jetzt – sechs Monate nach meiner Verurteilung, dem Tode ins Auge blickte. Es war unmöglich, dass bereits alle Rechtsmittel ausgeschöpft, alle Einsprüche abgeschmettert worden waren. So etwas dauerte Jahre – nicht Wochen. Und doch lag ich hier.

Wusste mein Anwalt, was mit mir geschah?

Oder war das hier ein illegales Verfahren, um einen großen Justizirrtum zu vertuschen?

Ich vermochte es nicht zu sagen. Man hatte mich nicht telefonieren lassen, meinen Anwalt hatte ich schon lange nicht mehr gesehen.

Ich hätte schreien, toben und mich gegen das Unvermeidliche zur Wehr setzen müssen.

Aber all das tat ich nicht.

Warum?

Ich blinzelte und schaute die Wärterin an, die nun mein Hemd wieder schloss. »Was ist hier eigentlich los?«, fragte ich sie. »Wieso werde ich so schnell exekutiert und wo ist mein Anwalt? Wieso durfte ich niemanden ...«

Sie schaute mich an und ihr Blick veränderte sich.

Unsicherheit spiegelte sich in ihren Zügen wieder. »Es ist Zeit zu sterben!«, erklärte sie, und nun war *ihre* Stimme rau.

»Aber ...«

Die Wärter schoben Trennwände vor die Schränke, um sie zu verdecken. Dann glitt ein Teil der Wand links von mir hinab und ich konnte ein Fenster entdecken.

Dahinter standen vier Personen – die Zeugen meiner Exekution.

»Was zur Hölle ist hier los!«, rief ich und versuchte, mich gegen die Lederriemen zu stemmen, die mich hielten. »Das ist doch keine normale Hinrichtung?«

»Nein!«, bestätigte einer der vier Männer. »Lara Meyer, du wurdest von einem Militärgericht der Vereinigten Staaten von Amerika zum Tode durch die Giftspritze verurteilt. Das Urteil wird nun vollstreckt.«

Ich blickte mich um. »Das hier ist Mord. Ich will mit meinem Anwalt sprechen. Er wird Fragen stellen. Ihr dürft mich nicht so einfach ...«

»Ruhe!«, rief der Mann auf der anderen Seite des Fensters.
»Du hast eine Familie abgeschlachtet. Du bist eine elende Mörderin. Aber du bist auch eine verdammte Kriegsheldin und eine verdiente Agentin des Staates. Dich den normalen Weg gehen zu lassen, würde viel zu viel Staub aufwirbeln. Darum das hier. Also, trage es mit Fassung, Soldat!«
»Hätte ich diese Leute umgebracht, würde ich es mit Fassung tragen. Aber das habe ich nicht! Allein der Prozess vor einem Militärgericht erscheint mir im Nachhinein seltsam. Habt ...«Ich begriff. »Ihr habt mich die ganze Zeit unter Drogen gesetzt!«

Mein Puls schoss weiter in die Höhe, während ich mich in die Fesseln stemmte.

Bis vor wenigen Minuten war mir alles völlig normal und logisch erschienen. Der Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Meine Verlegung in ein Hochsicherheitsgefängnis und der Exekutionsbefehl. Das sich mein Anwalt nicht mehr hatte blicken lassen, dass man mich vor sechs Tagen hierher in die Todeszelle verlegte und auch, dass es nun eben an der Zeit war.

Aber jetzt, Sekunden vor der Exekution, schien die Droge ihre Wirkung zu verlieren. Ich begriff – und mir wurde die Ungeheuerlichkeit dieser ganzen Prozedur bewusst.

Die Maschine mit dem Gift-Cocktail summt. Ich drehte den Kopf und sah, dass ein Kolben den Inhalt einer Ampulle in den Schlauch drückte.

Das Narkosemittel, welches mir das Bewusstsein raubte und mich in eine so tiefe Ohnmacht sinken ließ, dass ich allein daran starb.

»Nein!«

Ich spürte ein Brennen im Arm, als das Mittel in meine Vene floss. »Nein, das könnt ... ihr ... nicht ... ma...«

Mein Bewusstsein schwand. Die Welt um mich herum schien in einem Strudel zu versinken. Schneller und

schneller drehte sich meine Umwelt, Schwärze schob sich von den Seiten her in mein Blickfeld.

Ich sterbe.

Szenen aus meinen Leben zogen in rascher Folge an meinem geistigen Auge vorbei, während die Schwärze mehr und mehr nach mir griff.

Mein Körper fühlte sich leicht, fast schwerelos an, während mein Bewusstsein davonglitt.

»Gleich hast du es überstanden!«, hörte ich die Wärterin sagen. Ihre Stimme drang von weit, sehr weit entfernt an mein Ohr. So, als würde sie in einem völlig anderen Raum stehen.

Scheiße!

Mein letzter Gedanke, ehe die Schwärze allumfassend wurde und meine Sinne im Nichts zu verlaufen schienen.

II

Das Bett, in dem ich erwachte, war groß, weiß und erinnerte stark an die Betten, wie man sie auch in Krankenhäusern findet.

Ein weißer Verband bedeckte die Einstichstelle, durch die das Gift in meinen Körper geflossen war.

Meine Muskeln schmerzten. Besonders aber tat es weh, wenn das dünne, weiße Nachthemd, welches man mir angezogen hatte, über meine Brust rieb.

Verwirrt blickte ich mich um.

Normalerweise hätten meine Überreste – Asche, vielleicht kleine Knochenstücke und die Füllung meines linken Backenzahns – in einer Urne liegen müssen, die wiederum auf dem Friedhof des Gefängnisses ruhte. Ein schlichtes Holzkreuz – Name, Geburtstag und ein mit einem X versehener Todestag. X – für Exekution.

Das weiße, weiche Bett sah nicht aus wie eine Urne, es fühlte sich auch nicht so an. Vor allem aber fühlte sich das Erwachen nicht an, als sei dies das Leben nach dem Tod.

Das Paradies.

Nun ja, die Hölle war es auch nicht.

Ich schaute mich weiter um. Der Raum war in etwa so groß wie meine Zelle im Todestrakt; drei Meter mal drei Meter.

Immerhin entdeckte ich eine offene Tür, hinter der sich ein Badezimmer befand.

Das Fenster links von mir war vergittert. Die Tür, die wahrscheinlich hinaus auf einen Gang oder zu einem anderen Raum führte, besaß keine Klinke und kein Schloss. Es war mir also nicht möglich, sie zu öffnen.

Neben mir stand ein Nachttischchen und auf diesem wiederum ein Plastikbecher mit Orangensaft.

In der Luft lag ein angenehmes Aroma; es roch nach Zitrone und Frühlingsfrische. Passend zur Jahreszeit, denn wir hatten Mai.

Kein guter Monat, um exekutiert zu werden ...

Langsam stand ich auf, schwang die Beine aus dem Bett und stöhnte, als meine Muskelschmerzen stärker wurden.

Vor allem aber steigerten die Bewegungen das Brennen auf der Brust.

Was zur Hölle ...? Langsam schob ich das Nachthemd nach oben, streifte es über den Kopf und blickte an mir herab.

Zwei kreisrunde Brandwunden zeichneten sich rechts und links über meinen Rippenbögen ab.

Sie haben mich reanimiert. Mit Elektroschocks aus dem Reich der Toten zurückgeholt. Ein Schauer rieselte über meinen Rücken. Ich war auf dieser elenden Pritsche gestorben. Und dann ...

Hatten sie begriffen, dass sie mir Unrecht taten? Dass sie mich nicht einfach verschwinden lassen konnten – auch wenn ich keine nahen Angehörigen mehr hatte, die sich um mich kümmerten?

Fast schien es so. Das zumindest war in diesem Moment die einzige Erklärung, die einen Sinn ergab.

Ich hatte das Nachthemd gerade wieder angezogen, als ein Summen erklang und die Tür aufschwang.

Ein älterer Mann – seinem Aussehen nach hatte er die Fünfzig bereits überschritten – trat ein und schaute mich abschätzend an. In der Hand hielt er einen Schnellhefter, eine Notebooktasche hatte er sich über die Schulter gehängt.

Hinter ihm erschien eine deutliche jüngere Frau. Sie trug zwei Stühle.

Erst jetzt fiel mir auf, dass es in meinem Raum keinen Tisch und keine Sitzgelegenheiten gab. Nur eben das Bett und den Nachttisch.

Kein Schrank, in dem meine Kleider hätten hängen können.
»Mein Name«, stellte sich mein Besucher vor, »ist Deputy
Director Steward Redcliff, United States Marshals Service.
Ich leite die Abteilung für Spezialfälle.«

»Zeugenschutzprogramm?«, frage ich erstaunt. *Was will der
denn von mir?*

»Nein, Spezialfälle!«

Redcliff sagte dies, als seien damit alle Unklarheiten
beseitigt. Dabei wusste ich nicht, was das United States
Marshals Service – USMS – unter *Spezialfällen* verstand. Vor
allem aber wusste ich nicht, was zur Hölle hier lief.

»Haben Sie mich ... reanimieren ... lassen?«, fragte ich
vorsichtig. Dass die beiden vor meinem Bett standen,
konnte schließlich kein Zufall sein.

»So ist es«, bestätigte Redcliff. »Sie haben eine Familie
ausgelöscht. Aber mehr als das haben Sie dem USMS damit
einen erheblichen Schaden zugefügt.«

Ich verdrehte die Augen. »Zum x-ten Mal – ich *habe* keine
Familie abgeschlachtet. Auch wenn es mir zur Last gelegt
wird. Ich *war es nicht*.« Dann fiel mir ein, was er gerade
gesagt hatte. »Haben Sie mich reanimieren lassen, um mich
noch einmal hinzurichten?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Commander. Und um auf Ihre
Verteidigung zurückzukommen, so lassen Sie sich gesagt
sein, dass Sie diese Familie ausgelöscht haben. Sie brachen
in das Haus der Robinsons ein und schlachteten jeden
einzelnen ab. Auch Deputy Marshal Jack Robinson; einer
unserer fähigsten Männer. Wir haben Aufzeichnungen, die
Sie bei dieser Bluttat zeigen.«

»Aufzeichnungen? Hätte es Filme von
Überwachungskameras gegeben, so hätte man diese bei
Gericht verwertet.«

Redcliffs Begleiterin nahm das Notebook aus der Tasche
des Mannes, klappte es auf und hielt es so, dass ich den

Monitor sehen konnte. Dann startete sie ein Programm zur Wiedergabe von Videos.

Es dauerte nur Sekunden, bis ich mich selbst dabei beobachtete, die Familie Robinson niederzumetzeln.

»Die Kameras«, erklärte Redcliff ungerührt, »waren an versteckten Stellen angebracht. Wir bargen die Filme, noch bevor die Ermittler etwas fanden.« Er drehte den Kopf und schaute ebenfalls auf den Monitor. »Sie waren schnell, effizient und absolut tödlich. Wären nicht Freunde von uns gestorben, würde ich Sie zu dieser Leistung beglückwünschen.«

Ihm war anzusehen, wie sehr er sich in diesem Moment beherrschte. Wut und Trauer spiegelten sich in seinen Zügen wider.

Noch schlimmer war es vermutlich bei mir, denn bis zu diesem Moment hatte ich geglaubt, jemand anderes habe die Taten begangen und mir in die Schuhe geschoben.

Wie kam es, dass ich mich nicht an das erinnerte, was ich getan hatte?

Ein Doppelgänger *wäre* eine mögliche Erklärung gewesen. Aber die Bewegungsabläufe, die Methoden, *wie* ich agierte, waren mir vertraut. *Zu* vertraut, als dass sie jemand hätte kopieren können.

Der Film stoppte.

Die junge Frau, die das Notebook bediente, öffnete nun ein Foto. Es zeigte einen gut aussehenden Mann in den besten Jahren.

»Sie kennen ihn?«

Sofort nickte ich. »Jules LeClerk. Ich ... traf mich ein paar Mal mit ihm. Bevor ich verhaftet wurde ...«

»An dem Abend, als Sie die Robinsons abschlachteten, war er ebenfalls bei Ihnen. Nicht wahr?«

Ich nickte. »Wir aßen gemeinsam, tranken Wein und ... Nun ja, taten, was erwachsene Menschen eben tun.«

»Sie haben gegessen, getrunken – und sind dann zu den Robinsons. *Anschließend* hatten Sie Sex. Jules LeClerk ist kein Unbekannter. Er übt ... Macht ... aus. Raubte Ihnen Ihren Willen und Ihre Erinnerung, benutzte sie als Werkzeug für seinen Plan und verschwand, als man Sie verhaftete.«

Noch einmal startete die junge Frau den Film, stoppte aber, als ich besonders gut zu sehen war, und zoomte heran, um mein Gesicht zu vergrößern.

Deutlich war mein starrer, völlig entrückter Blick zu erkennen.

Das Urteil gegen Sie war letztlich gerechtfertigt, da man Ihre Spuren fand und Sie die Waffen führten. Die Wahrheit jedoch hätte vor Gericht keinen Bestand gehabt. Die kennen nur wenige.«

»Darum haben Sie mich erst exekutieren und dann reanimieren lassen?«

Redcliff nickte. »Lara Meyer wurde laut Gerichtsurteil des Militärgerichts in Washington DC vorschriftsmäßig exekutiert, nachdem sie zuvor auf sämtliche Rechtsmittel verzichtete.«

»Das tat ich nicht!«

Er zuckte mit den Schultern. »Doch, das taten Sie. Oder anders – wir taten es für Sie, denn es bestand nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Das wird Ihnen nun, da Sie den Film kennen, klar sein.«

»Und das heißt *was?*« Zorn stieg in mir auf. Es fiel mir schwer, meinen Ärger zu verbergen. Nur mühsam brachte ich die Worte in einem zivilisierten Ton heraus.

»Sie haben die Wahl. Entweder, Sie arbeiten für die Spezialabteilung des USMS, oder ...«

»Oder?«

Redcliff zuckte mit den Schultern. »Das Grab mit Ihrem Namen ist frisch. Es fällt uns nicht schwer, eine Leiche in den bislang leeren Sarg zu legen.«

Fahr zur Hölle, Mistkerl! Ich wandte mich ab, um meinen Ärger zu verbergen. Obwohl ich die Familie offenbar abgeschlachtet hatte, fühlte ich mich nicht schuldig. Es gab den Film, ich hatte ihn gesehen. Aber emotional war ich an der Tat nicht beteiligt.

»Miss Phönix, wie verstehen Ihren Ärger«, erklärte die junge Frau sanft. Es waren die ersten Worte, die sie sprach. »Wir versuchen, Ihnen zu helfen. Auch, indem wir Sie für uns gewinnen und Sie uns helfen.«

»Ich heiße nicht *Phönix*. Mein Name ist Meyer«, gab ich schwach zurück. »Wenn Sie mir helfen wollen, dann rehabilitieren Sie mich. Dann kann ich zurück nach Langley und meinen Job machen. So wie bisher.«

»Sie arbeiten weiterhin für die Regierung, sind weiterhin eine Agentin – nur unter neuer Identität und für eine andere Abteilung. Nicht mehr die CIA ist ihr Arbeitgeber, sondern das Justizministerium.« Sie griff nach meiner Hand. »Wir sind nicht Ihre Feinde. Wir vergeben Ihnen, denn Sie trifft keine Schuld. *Wir* wissen das.«

»Sagen Sie es meinen Bossen und dem Richter, schon ist alles in Butter!« Ich funkelte sie an. Mit ihrer weichen Stimme und dem milden Gehabe konnte sie mich nicht besänftigen.

»Was würde passieren, wenn wir zu Ihrem Boss gehen und ihm sagen, dass Jules LeClerk etwa 450 Jahre alt ist und zudem zur Rasse der Vampire gehört?«, fragte Redcliff.

»Was würde er sagen, wenn wir ihm von Vampiren berichten, die unter uns leben und niemals einen Menschen töten? Wenn wir ihm sagen, dass es aber auch andere Blutsauger gibt? Solche, die sich an die Spitze der

Nahrungskette setzen wollen, um uns als Getränketüten zu missbrauchen?»

»Wollen Sie mich verarschen?«, fragte ich Redcliff. Meine Stimme klang nun laut. »Denken Sie, ich würde auf diesen Scheiß ...«

Mein Blick fiel auf die junge Frau an Redcliffs Seite. Ihre Augen leuchteten rot, Hauer wuchsen aus ihrem Mund.

»Ich bin 276 Jahre alt«, sagte sie. Ihre Stimme war noch immer weich, aber nun schwang etwas Bedrohliches in ihr mit. Sie berührte mich – und plötzlich war es, als würde jede Gegenwehr in mir, jeder klare Gedanke einfach beiseite gefegt. Übrig blieb der Wille, ihr jeden verdammten Wunsch zu erfüllen. Mich ihr anzubieten. Als Objekt der Begierde, als Mahlzeit oder Dienerin.

Sie hielt den Bann nur Sekunden aufrecht, aber als sie ihn löste, begann ich zu begreifen. Ihre Augen und die Hauer – das war kein Trick gewesen.

»Wir verlegen Sie in unsere Zentrale in Mount Paxton, Maine. Dort werden Sie einen Lehrgang absolvieren und die Basics unserer Arbeit kennenlernen, ehe wir Sie einem erfahrenen Deputy Marshal zuordnen. Natürlich nur, wenn Sie annehmen, was wir Ihnen bieten.«

»Und wenn nicht?«, fragte ich frustriert, gleichzeitig aber auch verwirrt.

»Grab 1198 – dritte Reihe im vierten Quadrant des Gefängnisfriedhofs. Sie können entweder Lara Meyer sein – und in einer Urne auf das jüngste Gericht warten, oder Sie sind Lara Phönix und leben ein neues Leben im Dienste des USMS – Abteilung für Spezialfälle. Geistige Kontrolle durch Vampire wird vor keinem Gericht der Welt als mildernder Umstand anerkannt. Sie haben gemordet – dieser Fakt rechtfertigt Ihre Exekution.«

»Sie sind ein elender Mistkerl!«, ließ ich Redcliff wissen.

»Ich habe überhaupt keine Ahnung, wie mir diese Scheiße

passieren konnte. Ich fühle keine Schuld. Und Jules ...
Dennoch tun Sie so, als träfe mich eine Mitverantwortung.«
»Seien Sie froh, dass wir uns Ihre Fähigkeiten zunutze
machen wollen«, erwiderte Redcliff kalt. »Jeden anderen
hätten wir seinem Schicksal überlassen. Es ist nicht unsere
Schuld, dass die Welt auf andere Weise funktioniert, als es
das Gros der Menschen glaubt. Wir sind keine Altruisten,
sondern verhindern nur das Schlimmste. Der Tod eines
unschuldig Verurteilten ist nicht *das Schlimmste*.« Er
lächelte sarkastisch. »Aber seien Sie versichert, dass wir
Gegner der Todesstrafe sind und jede Petition
unterschreiben, die sich mit diesem Thema befasst.«
»Sie sind kein Mistkerl«, zischte ich. »Sie sind ein elender
Wichser.«

Er stand auf und lachte. Dann verließ er den Raum.

Die junge Frau – die Vampirin, die sehr viel älter ist als
gedacht – blieb zurück. »Er ist ein Schwanz. Aber man muss
auch ein Schwanz sein, um diese Abteilung zu leiten.«

»Und man muss einen haben, oder?«

Sie schüttelte den Kopf. »Seine Stellvertreterin hat keinen.«

Damit stand sie auf, nahm meine Hand und legte sie zu
meinem Erstaunen auf ihren Schritt. »Siehst du? Kein
Schwanz!«



Ein Monat später.

Mount Paxton war nicht minder geheim wie die Spezialabteilung des United States Marshals Service. Wahrscheinlich wussten die wenigstens, dass es diese Abteilung überhaupt gab. Jene, die für sie arbeiteten, und jene, die das Budget zur Verfügung stellten.

Die Anlage des USMS befand sich in einem Berg, gehauen aus dem massiven Stein, der auch stärksten Angriffen trotzen konnte.

Errichtet hatte die Anlage das US-Militär, um wichtige Personen im Falle eines Nuklearkrieges in Sicherheit bringen zu können. Bilder von der alten Anlage zeigten große Monitore, auf denen anfliegende Raketen ebenso angezeigt werden konnten wie Bilder zerstörter Städte. Ein Raum für Pressekonferenzen war vorhanden gewesen, dazu Konferenzräume, private Bereiche und eine EDV-Anlage, so groß wie ein verdamntes Einfamilienhaus. Hätte man auf ihr jedoch WoW spielen wollen, wäre sie in die Knie gegangen. Es war wohl leichter, einen Atomkrieg mit Millionen oder Milliarden Opfern zu berechnen, als die Grafik eines MMOs.

Mit dem Ende des Kalten Krieges hatte die Army mehrere dieser geheimen, besonders sicheren Zentren aufgegeben. Manche existierten noch, da man einfach den Schlüssel rumgedreht hatte. Andere waren verkauft worden oder dienten anderen Behörden für deren Zwecke.

Mount Paxton stand nun unter Verwaltung des USMS, war grundlegend renoviert und modernisiert worden und bot einen Luxus, den man tief in einem Berg nicht erwarten würde.

Vor allem aber, so hatte man mir erklärt, bot das die Zentrale umgebende Gestein einen natürlichen Schutz vor PSI-Angriffen jedweder Art.

Die Wochen, in denen ich mich nun schon in Mount Paxton befand, waren nicht spurlos an mir vorübergegangen.

Zum einen hatte man mich sechs Monate Training nachholen lassen, zum anderen waren mehrere Ausbilder bemüht gewesen, mir den besonderen Charakter unserer Aufträge näherzubringen.

Aber erst, als ich hin und wieder mit einem Werwolf ausging und er mir eines Abends zeigte, was für eine Bestie in ihm steckt, hatte ich wirklich begriffen.

Nicht nur, weil ich mit ihm den ersten Sex seit sechs Monaten gehabt hatte und dabei selbst zur Bestie geworden war. Nein – sein Wesen, seine Kraft und vor allem die Gefahr, die von seiner Art ausging, hatten mich wirklich begreifen lassen.

Diese Nacht mit ihm hatte einen deutlich tieferen Eindruck bei mir hinterlassen, als die kleine Demonstration der Vampirin; Second Deputy Director Alice Horn.

Zwei Tage später lehrte mich der Werwolf eine weitere Lektion; auch paranormale Lebensformen kommt es häufig darauf an, einer Frau an die Wäsche zu gehen. Haben sie ihr Ziel erreicht, verlieren sie das Interesse.

Merke – auch Werwölfe sind elende Machos, denen man hin und wieder einen Tritt in die Eier verpassen sollte! Nur, damit sie wissen, wie es so ist ...

*

»Deputy Marshal Phönix! Bitte melden Sie sich im Büro von Director Redcliff.«

»Deputy Marshal Phönix! Bitte melden Sie sich im Büro von Director Redcliff.«

»Deputy Marshal Phönix! Bitte melden Sie sich im Büro von Director Redcliff. Vielen Dank!«

Die Durchsage endete.

Ich begriff nicht, warum jeder verdammte Befehl zweimal wiederholt wurde, ehe er mit dem unvermeidlichen *vielen Dank* endete. Ich hatte die Aufforderung schon beim ersten Mal verstanden.

Jeder verstand sie beim ersten Mal – selbst, wenn er unter der Dusche stand oder im kleinen Kino saß, um sich einen Film anzuschauen.

Mount Paxton war sehr viel mehr als nur die Einsatzzentrale der Spezialabteilung. Wer wollte, konnte in ihr wohnen, leben, essen, atmen, sich verlieben und im eigenen Kino Filme schauen. Es gab ein Fitnessstudio, eine Sporthalle, ein Schwimmbad und ein Bar, in der man einen Drink nehmen konnte.

Die Spezialabteilung stand außerhalb des USMS und war doch ein Teil von ihr. Die Deputy Marshals hier waren etwas Besonderes, denn sie kannten und wussten mehr als die meisten Menschen. Darum lebten viele hier, hatten sich zurückgezogen und genossen den Status, den sie besaßen. Mount Paxton wiederum war das lebende, atmende Herz der Spezialabteilung. Und ich folgte seinem Beat, seit man mich hierher gebracht und mit meiner Ausbildung begonnen hatte.

Ich verließ das Gym, in dem ich meine täglichen Übungen absolvierte, und joggte durch die Gänge zum Verwaltungstrakt der Anlage.

Dort klopfte ich an die Tür zum Büro von Redcliffs Sekretärin, wurde von ihr freundlich begrüßt und in das große, modern eingerichtete und nach Minze duftende Büro des Directors geführt.

Nicht nur er war zugegen, sondern auch Second Deputy Director Alice Horn sowie ein Mann, den ich bislang nicht kannte.

»Lara!«, rief Redcliff, »wie schön. Kommen Sie und nehmen Sie Platz.« Er nickte den anderen zu. »Nun sind wir vollzählig.«

Alice Horn nahm eine Fernbedienung zur Hand und dimmte mit ihr das Licht. Langsam, sehr langsam wurde es dunkel.

»Wie gefällt Ihnen die Einrichtung?«, wollte Redcliff wissen. Er betrieb Smalltalk, bis die Vorbereitungen abgeschlossen waren.

»Besser als die kleine Krankenstation in der USMS-Übergangsstation in Fort Bragg«, erklärte ich. »Hier kann man sich wohlfühlen.«

»Das höre ich gerne. Sie werden also nicht ausziehen?«

Ich dachte an meinen kleinen, gemütlichen Raum. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle sowie ein Sessel. Ein kleines Bad mit Dusche, Waschbecken und Toilette und ein TV-Gerät mit Xbox 360, um mir die Zeit zu vertreiben; die Konsole stand bereits in dem Raum, als ich einzog. Wem sie eigentlich gehörte und warum ich in den Genuss dieses Luxus gekommen war, vermochte ich nicht zu sagen.

»Nein, Sir – vorerst nicht. Ich bin es gewohnt, in einer Kaserne zu leben. Sie wissen, dass ich von den Rangers zur CIA versetzt wurde.«

»Schön.« Damit war das Thema erledigt. Zumal Horn inzwischen ihre Vorbereitungen abgeschlossen hatte. Rechts von uns war eine Leinwand aus der Decke gegliitten. Ein hinter uns an der Wand befestigter Beamer projizierte das Bild eines Mannes auf die weiße Fläche. Ein Hispanic, buschige Augenbrauen, stechender Blick. Seine Lippen waren voll, sein Mund klein und die Nase breit.

Er verströmte den typischen Macho-Charme eines Latinos.

»Ein spezieller Freund dieser Abteilung«, erklärte Horn in ihrem sanften, schwingenden Ton. Ich hatte etwas gebraucht, um dahinterzukommen, aber nun war ich mir sicher, bei ihr den süßlichen Singsang gebildeter Südstaatler zu hören. »Antonio Ramon Pérez. Ein Werwolf und ehemals Führer des Blood & Guts-Rudels.«

»Klingt nicht, als seien das strickende Werwölfe Brooklyns«, ließ sich der mir noch unbekannte Mann zu meiner Linken vernehmen. Dabei lachte er trocken über seinen eigenen Witz.

»Nein, kann man nicht sagen. Das Blut & Guts ist ein boshafte, gefährliches Rudel, das sich auf Auftragsverbrechen spezialisiert hat. Einschüchterung, Körperverletzung oder auch eine Vergewaltigung.« Horn klang angewidert. »Obwohl das Rudel ziemlich übel ist, schmissen sie Pérez raus – weil er selbst für sie zu boshaft war.«

»Es geht doch nichts über ehrenhafte Kriminelle«, merkte ich sarkastisch an.

»Oh, ein Oxymoron. Die sind dieser Tage selten.« Wieder dieser Singsang von Horn. Diesmal verpackte er einen gewissen Spott.

Redcliff ließ ein kurzes *Ha* hören, dann deutete er auf die Leinwand. »Wir jagten den Bastard vier Jahre lang. Er tötete sechs unserer Leute, ehe er entkam; wahrscheinlich über die Grenze nach Mexiko. Jetzt sagen die Gerüchte, dass er wieder in den Staaten ist. Durch Zufall stießen wir auf aktuelle Aufnahmen. Demnach hält er sich in New York City auf. Wir wissen nicht, was er da will und warum er zurückgekommen ist.«

»Wir sollen es herausfinden, oder?«, fragte mein Sitznachbar.

Sowohl Horn als auch Redcliff nickten. »Genau. Finden und verhaften Sie ihn. Sollte das nicht möglich sein ... Nun ja, die Waffen, die Sie besitzen, sind auch für Werwölfe tödlich.«

»Gut.« Mein Sitznachbar drehte sich zu mir um. »Lara Phönix, nicht wahr? Mein Name ist Deputy Marshal Marc Young. Wir sind ab sofort Partner.« Er grinste schwach. So, als ob es ihm nicht wirklich gefiel.

Horn schaute erst ihn, dann mich an. »Marc ist ein erfahrener Deputy Marshal unserer Abteilung«, erklärte sie nach ein paar Sekunden. »Es ist wichtig, einen Profi an seiner Seite zu haben, wenn man das erste Mal in die Kloake der Twilight Zone steigt.« Sie wandte sich an Marc.

»Lara ist nur neu, was unsere Abteilung betrifft. Sie war der jüngste Captain der United States Army Rangers und eine geachtete Agentin der Agency. Sie beherrscht verschiedene Nahkampftechniken, hatte als Kind und Jugendliche Fechtunterricht und ist ausgebildete Scharfschützin. In Afghanistan machte sie von sich reden, als sie lautlos, nur mit einer Armbrust, mehrere Wachen eines Taliban-Camps ausschaltete.«

Young kniff die Augen zusammen. »Captain Lara Meyer, United States Army Rangers. Ich dachte doch, dass ich dich kenne. Ich dachte, sie hätten dir Gift in die Vene gepumpt, nachdem du unsere Freunde ...«

»Sie stand unter vampirischem Bann und wusste nicht, was sie tat. Darum ist sie hier«, fiel ihm Redcliff ins Wort. »Lara hat ihr Leben im Gefängnis verloren, aber hier ein neues bekommen. Es gibt keine Schuld, die sie abzutragen hätte.«

Young nickte. »Ja, das kann passieren.« Er lächelte wieder.

»Also, Partnerin Kriegsheld. Auf gute Zusammenarbeit.«

Ich ergriff die dargebotene Hand und erwiderte sein Lächeln. »Auf gute Zusammenarbeit, Deputy Marshal Young.«

Wir verließen das Büro, da alles gesagt war. Young wusste, wie es nun weiterging – ich hingegen nicht.

Er bemerkte meine Unsicherheit. »Du packst deine Sachen und kommst in einer halben Stunde zum Heli-Port. Dort bekommen wir Tickets und letzte Instruktionen, fliegen nach Bangor und von dort in den Big Apple. Wir sind Polizisten und verhalten uns auch so.«

»Gut.« Ich schaute an mir herab. »Ich brauche eine Dusche, denn ich war im Gym, als die Durchsage erklang. Außerdem ...«

»Ja?«, fragte er.

»Ich habe nicht sehr viel, was ich packen könnte, denn bislang besitze ich nur wenig Wäsche. Zwei Hosen, eine Bluse und ein Shirt. All mein Habe blieb zurück, als Lara Meyer exekutiert wurde.«

In diesem Moment schien er zu begreifen, was genau meine Situation bedeutete. »Ist hart, wie?«

»Ziemlich. Zum Glück habe ich einen Kredit eingeräumt bekommen; ich kann also einkaufen. Hey, wir fliegen in den Big Apple. Wo kann man besser shoppen?«

»Großartig!«, seufzte er theatralisch. »Kaum arbeite ich mit einer Frau zusammen, schon spricht sie von Boutiquen, Schuhgeschäften und Dessous.«

»Dessous?«, fragte ich erstaunt.

Er grinste. »Ich dachte, das gehört dazu. Nun ja, ich kann dich beraten. In diesem Bereich kenne ich mich sehr gut aus ...«

IV

Wir hatten uns in einem kleinen Hotel in Manhattan eingemietet. Die Ausblick war gut, denn wir sahen von unseren Zimmern aus den Central Park.

Alles wirkte sauber, mein Bett bequem und das TV-Gerät bot kostenfreien Kabelempfang. Nur, wenn man spezielle Filme sehen wollte, wurde ein gewisser Betrag fällig. Aber danach stand mir der Sinn wahrlich nicht.

Nach unserer Ankunft im Big Apple hatte Marc mit ein paar Leuten telefoniert und versucht, die Spur von Pérez aufzunehmen, während ich mich in ein paar billigen Läden herumgetrieben und Kleidung erstanden hatte. Hosen, Jacken, Shirts und Unterwäsche.

Es reichte für ein paar Tage New York City. In Mount Paxton trug ich meist Joggingkleidung so wie die anderen Deputy Marshals auch.

Den Rest, inklusive schicken Kleidern und besagten Dessous, würde ich über das Internet ordern und an die Postadresse von Mount Paxton gehen lassen.

Zum Glück hatte mich mein Werwolf in eine Kneipe ausgeführt, in der man Pool spielte und Bier aus Flaschen trank. Sonst hätte ich mir schon früher *das kleine Schwarze* zulegen müssen.

»Wir haben nur eine Spur und die führt zu einem Underground-Club namens *Trainspotting*«, erklärte Marc, als wir uns zu einer Besprechung in seinem Zimmer trafen.

»Trainspotting?«, fragte ich unsicher. »So wie der Roman von Irvine Welsh?«

Marc nickte. »Oder das Hobby. Er liegt in einer aufgelassenen U-Bahnstation unter dem Central Park. Der

Eingang befindet sich in einem kleinen, alten Kontrollhäuschen direkt am Reservoir.«

»Dann schauen wir uns dort um!« Ich blickte aus dem Hotelfenster seines Zimmers. Das Reservoir glitzerte in der Abendsonne. »Wann hat der Club geöffnet?«

Marc schüttelte den Kopf. »Das ist eine andere Welt, Lara. Ein Undergroundclub in unserem Job hat eine bestimmte Bedeutung. Dort treffen sich Wesen, an die kein Mensch glaubt. Vampire, Werwölfe, Magier ... Solche Orte sind schlecht, denn man kann in ihnen sterben. Oder es widerfahren einem noch schlimmere Dinge.«

»Also gehen wir nicht hin?«

Er seufzte. »Doch. Aber wir sind verdammt auf der Hut, nehmen keine Einladung an, egal wie gut es klingt und passen auf unsere Seele auf.«

Er trat an den kleinen Safe heran, der sich im mittleren Fach des Schrankes befand, und entnahm ihm eine Kette. Diese reichte er mir.

Der Anhänger an der Kette war hübsch. Er zeigte das Abzeichen des USMS, war aber zu klein, um eine Bedeutung zu haben. Die Zacken des Sterns waren mit verschiedenfarbigen Steinen besetzt.

Der Schmuck war leicht, trug sich angenehm und löste, kaum dass der Anhänger Kontakt mit meiner Brust bekam, ein wohlige Gefühl aus.

»Was ist das?«, wollte ich verblüfft wissen.

»Deine Lebensversicherung. Ich trage den gleichen Stern; nur ein bisschen größer, damit er nicht schwul an mir aussieht. Die Steine sind spezielle Kristalle, die Wellen aussenden. Sie wirken der Magie bestimmter Wesen entgegen. Trägst du den Stern, kann dich kein Vampir bannen. Auch reflektiert der Stern zu einem gewissen, sehr kleinen Stück feindliche, gegen dich gerichtete Magie.«

»Hm.« Ich spürte, dass mich diese Offenheit überforderte.

»Wann gehen wir?«

»Um elf. Es ist die beste Zeit. Der Club füllt sich, aber man kann noch überblicken, wer kommt und geht, ohne aufzufallen.«

»Du bist der Experte.«

Marc lächelte. »Immer schön aufpassen, dann lernst du es. Wir treffen uns um kurz vor elf. Nimm die Digitalbrille mit, damit wir uns im Club verständigen können und via Cams und PDAs auf die Datenbanken des USMS zugreifen können.«

»Ja, Papi.« Damit verließ ich sein Zimmer, ging in mein eigenes und legte mich aufs Bett. Es würde eine lange Nacht werden.

*

Der *Trainspotting* war anders als jeder Club, den ich jemals in meinem Leben gesehen hatte.

Schon der Abstieg in die Unterwelt gestaltete sich abenteuerlich. Früher hatte das Häuschen neben dem großen See im Central Park dazu gedient, den Wasserstand zu regulieren. Es war eines von mehreren gewesen, über das man Wasser hatte ablassen können.

Inzwischen ging dies automatisch, gesteuert von einem Computer. Darum gab es eine zentrale Steuereinheit, während man die restlichen Häuschen nur noch für Notfälle hatte stehen lassen.

Eines davon diente als Eingang zum *Trainspotting* tief unter der Erde.

Wir hatten eine Klappe im Boden angehoben und waren eine alte, rostige Leiter hinab gestiegen.

Doch statt Dunkelheit und Staub drangen Musik und zuckendes Licht aus der Tiefen hinauf.

Unten angekommen hatten wir einem schmalen Weg folgen müssen, der an alten Gleisen entlang zu einem aufgelassenen Bahnhof führte.

Dort befand sich der *Trainspotting*,

Musik hallte zwischen den alten Betonwänden wieder und dröhnte in den Ohren. Stroboskop-Blitze rissen die Gäste dieses bizarren Clubs aus dem Zwielicht, welches hier unten herrschte.

Männer und Frauen, manche normal gekleidet, andere in typisches Gothic-Outfit. Schwarze Mäntel, barocke Kostüme, schwarze, blutrote und bleiche Schminke.

An einer Theke wurden Getränke verkauft, im hinteren Bereich lagen Decken und Kissen auf dem Boden. Pärchen und kleine Gruppen hatten sich gefunden. Manche gaben sich keusch, andere hatten bereits zum erotischen Nahkampf angesetzt.

Ich entdeckte Vampire, die Blut aus den offenen Wunden ihrer Gespielen tranken, und Werwölfe, die verwandelt Sex mit Menschen hatten.

Unsere Digitalbrillen verstärkten das Licht, dämpften die Blitze und gaben uns so die Möglichkeit, die einzelnen Personen zu betrachten.

Ein junger Mann hielt einen feurig roten Energieball in Händen, ließ ihn zur Decke steigen und dort zerplatzen. Ein kleines Feuerwerk explodierte unter der kalten, grauen Betonhülle des ehemaligen Bahnhofs.

»Ein Magier!«, erklärte Marc. Unsere Brillen verfügten *auch* über ein Headset, sodass er nicht schreien musste. Seine Stimme wurde verstärkt und gut hörbar an mich weitergeleitet.

Dies funktionierte auch über viele Kilometer hinweg, denn die Technik setzte wahlweise auf WiFi, Bluetooth, CDMA, UMTS, GSM oder Sat-Verbindungen – je nachdem, was verfügbar war.

»Faszinierend!«, gab ich zurück. »Ein Magier?«

Er nickte, streckte die Hand aus und deutete auf eine junge Frau. Sie war kaum zwanzig, trug jedoch derart laszive Kleidung, dass sie kaum einen Zweifel an ihren Wünschen ließ. »Und sie ist eine Hexe.«

»Woran erkennst du das?«, fragte ich erstaunt.

»Sie hat eben einen Mann verschwinden und mehrere Meter weiter links wieder erscheinen lassen. Ihre Art zu sagen, dass er *verschwinden* soll.«

»Das ist bemerkenswert!«, ließ ich Marc wissen. Mein Blick huschte über die Gesichter der Anwesenden. Es waren etwa vierzig Personen hier unten im Club. Da dieser weitläufig war und ich dank Zoom der Brille auch die hinteren Bereiche ausspähen konnte, wurde mir eines sehr schnell klar – Pérez war nicht zugegen.

»Trinken wir etwas?«

Marc nickte. »Aber pass auf, was du bestellst. Nicht, dass du eine Flasche mit Blutzusatz erwischst. Oder Fleischeinlage. All diese Kreaturen haben verschiedene Geschmäcker. Halte dich an H-Getränke, sofern es welche gibt.«

»H-Getränke?«

»H wie Human.«

Ich stöhnte. »Gönn mir eine Pause!« Damit ließ ich ihn stehen und ging zur Theke.

Ein junger Mann mit unzähligen Piercings im Gesicht, enger Lederweste und dünnen Armen schaute mich fragend an.

»H-Bud?«

»Zwei davon!« *Danke, Marc! Du hast was gut bei mir.*

Kurz darauf standen die Flaschen vor mir. Ich zahlte, griff nach den Getränken und kehrte zurück zu Marc, der sich inzwischen einen kleinen Ecktisch gesucht hatte.

»Mörderische Triebe!«, sagte er, als ich ihm das Bier reichte.

»Wie meinst du das?«

Er deutete auf einen jungen Mann, der nicht weit entfernt auf Decken lag und mit verdrehten Augen ekstatisch zuckte. Auf ihm saß eine betörend schöne Frau. Sie ließ ihr Becken kreisen, ihr Mund schien jedoch auf seinem Hals zu kleben. Ihre Augen leuchteten rot, während sie das Blut ihres Opfers trank. Ein dünnes, rotes Rinnsal lief zwischen ihren Lippen hervor, ihr Hals bewegte sich immer dann, wenn sie schluckte.

»Sie wird ihn töten!«

»Vermutlich. Würde das hier in einem *normalen* Club passieren, würde ich die Waffe ziehen und sie von ihm runterziehen. Aber wer in einen solchen Club geht, spielt mit dem Feuer. Sie folgt ihrer Natur, er seinen lüsternen Trieben. Das bringt ihn um.«

»Und wir lassen es zu?«

»Nur an Orten wie diesem. Wir sind nicht die Inquisition und oft genug auf die Hilfe paranormaler Wesen angewiesen. Es gibt ungeschriebene Regeln, an die wir uns seit Bestehen der Spezialabteilung halten. Einige der Kreaturen können sich daran noch erinnern; Unsterblichkeit ist ein Bonus, wird man zum Vampir.«
Ich nahm einen Schluck, schaute den beiden noch einen Moment zu, wandte mich dann aber wieder ab, da ein Schwung neuer Gäste den *Trainspotting* betrat.
Einer davon war Antonio Ramon Pérez!

V

»Heute ist unser Glückstag!«, rief Marc und sprang auf.

»Wir machen es schnell und sauber. Hingehen, verhaften, abführen – fertig.«

»Handschellen hast du?«

»Spezialanfertigung – verhindert die Verwandlung bei Werwölfen. Also dann ...« Er nahm einen letzten Schluck, dann bedeutete er mir, ihm zu folgen.

Wir durchmaßten möglichst unauffällig den Club. Dabei hielten wir die Hände bereits an den Waffen, um rasch reagieren zu können.

Pérez sah uns zwar kommen, schien uns aber keine Bedeutung beizumessen. Nur kurz schaute er in unsere Richtung.

Dann standen wir vor ihm. »United States Marshals Service!«, erklärte Marc und zückte seinen Ausweis.

»Antonio Ramon Pérez – Sie sind verhaftet!«

Der Werwolf starrte erst ihn, dann mich an.

Ein Lachen drang aus seinem Mund.

»Da war ich ein paar Jahre nicht im Land. Aber kaum bin ich zurück, schon hängt mir die Spezialabteilung des USMS am Hintern.«

Der Werwolf schaute mich an. »Und so hübsche Deputys habt ihr. Zu schade, dass ich euch töten muss, solltet ihr mich wirklich verhaften wollen.«

Er hob die rechte Hand, betrachtete sie und ließ sie zu einer tierischen Klaue mit enorm scharfen und spitzen Krallen werden. »Was, wenn ich ...«

Er wischte damit durch die Luft, um mir die Krallen durch das Gesicht zu ziehen. Aber ich war schneller.

Gedankenschnell blockte ich den Schlag ab, ging in die Hocke und ließ meinerseits einen Hieb mit der flachen Hand gegen seinen Solarplexus krachen.

Pérez keuchte und wankte zurück. Es fiel ihm schwer, sich auf den Beinen zu halten.

Ich hingegen war noch nicht fertig, ließ einen Spin-Kick gegen seinen Kopf folgen und brachte ihn zu Fall.

»Genug gescherzt!«, schrie Marc. Er nahm die Handschellen aus der Tasche seiner Jacke und beugte sich zu Pérez, der reglos auf dem Boden lag.

Ich hingegen hielt die Umgebung im Blick, den Ausweis mit dem Marshal-Stern in der Hand.

Fast glaubte ich schon, Marc hätte es geschafft und die Sache zu Ende gebracht. Aber plötzlich bewies Pérez, was in ihm steckte. Er trat nach meinem Partner, schleuderte ihn von sich und sprang auf.

Seine Arme wuchsen an, sein Gesicht verformte sich und die Kleider rissen, wo sie zu eng wurde.

»Verwandele dich, und du bist totes Fleisch!«, rief ich dem Werwolf zu und brachte meine Pistole in Anschlag.

Plötzlich aber erklangen rechts und links von mir wütende Knurrelaute. Andere Werwölfe hatten sich bereits verwandelt und standen sprungbereit da. In ihren gelben Augen loderte Hass auf uns.

»USMS – Spezialabteilung!«, rief Marc, während er in die Höhe kam. »Ihr solltet vernünftig sein und uns unseren Job tun lassen.«

Pérez riss sich die Kleider vom Leib. Er war nun vollends verwandelt. Ein über zwei Meter großer, kompakter Werwolf. Geifer troff über seine Lippen.

Auch mein Partner hielt seine Waffe in Händen, schoss aber nicht. Allein sein Blick sagte mir, dass ich ebenfalls den Finger vom Abzug nehmen sollte.

»Er war unser Rudelführer«, knurrte einer der Werwölfe.
»Wir waren gegen seinen Rauswurf. Unsere Treue gehört ihm.«

»Willst du für diese Treue sterben?«, fragte Marc und richtete seine Pistole auf jenen, der gesprochen hatte.

»Hey Leute!«, rief das magere Hemd von der Theke her.

»Keiner muss sterben, wenn ihr alle vernünftig seid. Wir kennen die Regeln hier unten. Ja, wir kennen sie und achten die Spezialabteilung des USMS, weil sie immer fair ist. Aber wir achten auch unsere Kunden. Also tragt das woanders aus!«

Die Werwölfe umringten uns. Ich sah Pérez, hatte aber keine Schussbahn mehr.

Das begriff er auch. Plötzlich stieß er ein Heulen aus.

Sofort warfen sich die Werwölfe auf uns, rissen uns zu Boden und hielten uns nieder, während Pérez den Club entlang lief, dann auf die alten Gleise sprang und im Tunnel verschwand.

Kaum war er weg, als die Werwölfe sofort von uns abließen und die Rückverwandlung einsetzte. Manche hatten derart große Kleidung an, dass sie heil geblieben war. Andere würden gleich nackt im Club stehen.

Aber das kümmerte uns nicht. Wir schubsten die Mitglieder des Blood & Guts zur Seite und spurteten los.

»Die Schienen stehen noch unter Strom!«, warnte ich Marc.

»Pass auf die mittlere Schiene auf. Wenn du sie betrittst, bist du Grillgut!«

»Fuck!«, kam es zurück.

Gemeinsam eilten wir den Tunnel entlang. Weit vor uns hörten wir Winseln, Keuchen und hektische Schritte.

»Dreck.« Marc blieb stehen, zielte in die Dunkelheit und schoss.

Ein lautes Winseln war zu hören, dann wieder Schritte.

Wir liefen weiter und weiter.

»Da ist Blut!«, rief ich Marc zu. Im Schein des Restlichtverstärkers waren die Tropfen gut zu erkennen.

»Viel ist es nicht. Wahrscheinlich ein Streifschuss.«

Wir folgten der Spur. Sie bog plötzlich nach links ab, verlief zwischen zwei Pfosten hindurch und führte über hell glänzende Schienen.

Der Tunnel, den wir nun erreichten, wurde in regelmäßigen Abständen von Notlampen erhellt. Von links erklang das charakteristische Rattern eines Zuges.

Lichter stachen wie Lanzen aus dem düsteren Schacht, dann jagte eine U-Bahn heran. Wir wichen zurück. Der Fahrtwind zerrte an uns. Hinter den hell erleuchteten Scheiben sahen wir schemenhaft die Fahrgäste.

Dann war der Zug durch.

»Weiter!«, rief ich Marc zu und lief los.

»Das sind vier elende Trassen!«, erkannte mein Partner.

»Pass auf, da kommt einer von rechts!«

»Aber auf welchen Schienen?«, rief ich zurück, blickte der Bahn entgegen und sah, dass sie mich hinter meinem Rücken passieren würde. »Achtung Marc!«

Er sprang zurück, dann war der Zug auch schon da und fegte vorbei. Wieder zerrte der Wind an mir, zog mich an.

»Scheiße. Ich will hier runter!«, rief Marc wütend und spurtete los.

Wir erreichten die Tunnelwand. Hier war Platz, um hintereinander nach rechts oder links zu laufen, ohne von einem der Züge erfasst zu werden. Zudem waren alle Meter Bügel in die Wand getrieben, an denen man sich festhalten konnte.

»Nach links!«, rief Marc, der die Blutspur entdeckt hatte.

»Und dann los. Er will bestimmt irgendwo vor der nächsten Station raus.«

Gemeinsam liefen wir los.

*

»Hier ist er raus.« Marc deutete auf Sprossen, welche die Schachtwand entlang nach oben führten. Sie endeten vor einer Klappe, die lediglich halb geschlossen war.

Deutlich konnten wir das Blut an den Stiegen erkennen.

Marc hatte ihn nur gestreift. Sonst wäre ihm die Munition zum Verhängnis geworden, denn sie verfügte über eine Mixtur spezieller Inhaltsstoffe, die paranormale Kreaturen ausschalteten. Da dies nicht geschehen war, hatte ihn das Geschoss nicht getroffen.

Wir erklimmen die Sprossen und folgten ihm auch weiterhin. Als ich jedoch die Klappe nach oben schob und mich ins Freie wuchtete, war klar, dass wir ihn endgültig verloren hatten.

Wir befanden uns im Central Park.

Unweit von uns entfernt standen Beamte um eine nackte Leiche eines recht großen Mannes herum und besahen sich den Toten. Zeugen standen abseits und gestikulierten wild mit den Armen.

Noch waren weder Spurensicherung noch Gerichtsmedizin oder Mordkommission zu sehen.

»Der Werwolf verließ den Schacht, suchte sich sofort ein Opfer und tötete es. Dann verwandelte er sich zurück, zog sich die Kleider des Toten an und verschwand.« Marc trat gegen einen Stein, der am Wegrand lag.

Wir gingen zu den Polizisten.

»Was wollen Sie denn?«, fragte einer von ihnen barsch.

»Verschwinden Sie, hier gibt es nichts zu sehen.«

Ich grinste freudlos. »Ein nackter, zerfleischer Mann, dessen Überreste aus einem Gestrüpp ragen, nennen Sie *nichts?*«

»Wollen Sie mich verarschen?«, brüllte der Beamte. »Ich hatte einen beschissenen Tag und das hier macht es nicht besser. Also ...«

Marc kam heran, beide zückten wir unsere Ausweise.

»USMS. Wir verfolgen einen Flüchtigen. *Er* hat das hier angerichtet, um sich die Kleider des Opfers zu holen. Er war ... nackt.«

»Oh Fuck!«, stöhnte der Beamte. Dann erhellte sich seine Miene. »Da kommen die Kollegen vom Morddezernat. Die werden sich freuen.«

Daran zweifelten wir, denn beide sahen nicht so aus, als würden sie sich über irgendetwas freuen.

Erneut wiesen wir uns aus, nannten den Namen des Täters und machten den Cops klar, dass sie sich aus der Sache herauszuhalten hatten. Ganz egal, wer Opfer von Pérez geworden war.

Die New Yorker Polizisten und Staatsanwälte, so erklärte mir Marc demonstrativ, während die Cops daneben standen, hatten die Angewohnheit, Morde auf dem Stadtgebiet persönlich zu nehmen. Sie drängten darauf, den Täter selbst verurteilen zu dürfen.

Aber das war in diesem Fall ausgeschlossen.

Wir ließen die Rufnummern unseres Mobilanschlusses zurück, dann machten wir uns auf den Weg zum Hotel. Im Trainspotting würde sich Pérez so schnell nicht mehr sehen lassen.

Mehr noch – es bestand die Möglichkeit, dass er sich absetzte. Wenn, dann hatten wir es grandios versaut.

Anders konnten wir es kaum nennen.

Auf dem Weg zum Hotel machten wir bei einem Schnellrestaurant Halt und aßen etwas.

»Auch wenn wir ihn nicht haben, war das gute Arbeit da unten«, lobte mich Marc. »Ich hatte Bedenken, mit dir zu

arbeiten. Vor allem als ich hörte, wer du bist. Aber jetzt weiß ich, dass auf dich Verlass ist!«

»Danke für das Kompliment.« Ich grinste ihn an. »Du bist bislang der beste Partner, den ich hatte.«

»Ach was?«, fragte er erstaunt. »Das weißt du schon nach so kurzer Zeit?«

»Sicher, ich hatte noch nie welche.«

Er nahm zwei Pommes und warf sie mir über. Dann aber aßen wir schweigend.

»Pérez wird nicht die offiziellen Wege nutzen, um das Land zu verlassen. Das letzte Mal reiste er illegal mit einem Frachtschiff«, erzählte mir Marc auf dem Weg zum Hotel.

»Da die Fahndung von damals nie aufgehoben wurde, werden wir dennoch informiert, sollte er ein Flugticket buchen oder die Grenzen passieren.«

»Die Beamten haben hoffentlich Anweisung, uns zu informieren, nicht aber zuzuschlagen. Sonst gibt es ein Blutbad!«

Marc beruhigte mich. »Natürlich. Wenn er nach Mexico fliegt, kontaktieren wir die Kollegen dort. Geht er nach Südamerika, haben wir erneut verloren. Genau wie damals.«

Dass er nichts von alledem plante, merkten wir im Hotel. Pérez hatte uns eine Nachricht hinterlassen.

Morgen Abend ab 8 p.m. in der Bronx. Dort bringen wir es zu Ende, ihr Wichser!

»Sieht aus, als hätten wir ein Date!«, scherzte ich. »Auch wenn die Bronx groß ist und ich nicht weiß, wie wir ihn finden sollen.«

Marc schürzte die Lippen. »Keine Angst, den finden wir!« Der Blick, den er der Botschaft schenkte, verhieß nichts Gutes ...

VI

Wir hatten den Tag damit zugebracht, Nachforschungen zu betreiben. So hatten wir uns die Gewaltfälle der letzten Wochen angeschaut und dabei eine erstaunliche Entdeckung gemacht. In nur drei Wochen hatten Killer – das NYPD schloss aus, dass es sich um einen Einzeltäter handelte – über zwanzig Dealer beiderlei Geschlechts regelrecht abgeschlachtet. Die Opfer waren zerfleischt aufgefunden worden. Manchen hatte man sogar die Eingeweide aus dem Leib gerissen, manche Organe fehlten zur Gänze.

Laut Marc wiesen all die Morde auf das Werk von Werwölfen hin.

Gleichzeitig hatte mein Partner aber auch festgestellt, dass dieses Vorgehen seltsam sei. Werwölfe hielten sich in der Regel bedeckt und töteten nur, wenn man sie in die Enge trieb oder wenn sie die Kontrolle über ihr Wesen verloren. Das hier aber, diese zwanzig Morde, waren gezielt ausgeführt worden.

Warum die Brutalität und vor allem – warum Dealer?

»Ich schätze«, sagte Marc, als wir in unseren Wagen stiegen, den wir uns von dem lokalen USMS-Büro hatten geben lassen, um in die Bronx zu fahren, »dass wir Pérez ein paar Fragen stellen müssen. Zumindest dann, wenn wir ihn finden und nicht zuvor das Zeitliche segnen.«

Ich nickte nur.

Die Bronx ist der einzige Stadtteil von New York, der auf dem Festland liegt. Es gibt nicht viel Gutes, was man über ihn sagen kann; abgesehen vielleicht von der Tatsache, dass er einen Begleiter hat – eben *die Bronx*. Die anderen vier Stadtteile müssen ohne auskommen.

Es gab in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten immer wieder Versuche, die Bronx in ein besseres Licht zu

rücken, die Armut zu bekämpfen und neue, moderne Bauten zu errichten.

Eine hohe Arbeitslosigkeit, ein niedriges Pro-Kopf-Einkommen und viele Menschen, die Unterhalb der Armutsgrenze leben, ließen all diese Versuche mehr oder weniger scheitern.

Einzig die Null-Toleranz-Politik des einstigen Bürgermeister von New York City schaffte es, Ordnung ins Chaos zu bringen. Dennoch sind Drogen und Verbrechen an der Tagesordnung.

Wenn Menschen keine Perspektiven sehen, dann schaffen sie sich ihre eigenen Wege, um an die wichtigen Scheinchen zu kommen.

»Ich weiß noch immer nicht, wie wir Pérez finden sollen!«, merkte ich an, als wir uns der Bronx näherten. »Wir sprechen immerhin über knapp 149 Quadratkilometer.« Marc drehte den Kopf und schaute mich überrascht an.

»Hast du ein Lexikon verschluckt?«

»Nein, aber in der Wikipedia nachgeschlagen. Unsere PDAs verfügen ja nicht umsonst über Internetzugang.«

Marc seufzte. »Ich bin 43 Jahre alt. Ganz ehrlich? Ich komme auch ohne diesen Kram aus. Er mag praktisch sein, und wenn du das Zeug nutzt, dann finde ich das gut. Aber mir liegt die gute, alte Ermittlungsarbeit.« Er grinste. »Dein PDA hilft dir nicht, Pérez zu finden.«

»Mag sein, mag aber auch nicht sein. Wäre ich noch bei der Agency, würde ich die Bronx jetzt von einem Satelliten unter die Lupe nehmen und ihn nach Pérez fahnden lassen.«

»Erschrecken dich solche Szenarien nicht?«, fragte Marc.

»Jeder Mensch ist jederzeit zu orten; er muss nur das Haus verlassen. 1984 lässt grüßen.«

Ich grinste. »Dann finden wir Pérez nach deiner Methode. Ihn zu vaporisieren wäre doppelplusgut!«

»Vaporisieren? Doppelpusgut?«
»Neusprech! Wenn du schon 1984 ins Spiel bringst ...«
»Argh!«

*

Wie sich zeigte, brauchten wir Marcs Methode – wie immer sie auch ausgesehen hätte – nicht anzuwenden, um Pérez zu finden.

Wir hatten die Grenze zur Bronx kaum hinter uns gelassen, als wir den ersten Hinweis sahen.

Es war ein Schild mit einer blutigen Tatze, welches eindeutig die Richtung wies.

»Sieh an, der meint es mit der Einladung aber ernst!«, knurrte mein Partner. »Ich habe ein dummes Gefühl in der Magengrube. Wenn er solch einen Aufwand betreibt, wird uns das, was er für uns hat, nicht gefallen.«

Dem konnte ich kaum widersprechen. »Vielleicht hätten wir Verstärkung anfordern sollen. Ein SWAT-Team, um uns zu unterstützen.«

»Wir haben eine Regel bei der Spezialabteilung – ziehe keine Unwissenden in die paranormale Scheiße hinein. Du erinnerst dich an den Lehrgang?«

»Stimmt. Aber ich habe auch eine Regel. *Spiel nicht den Helden, sondern lass dir den Rücken decken.*«

»Gute Regel«, gab Marc zu. »Wir sollten mit Redcliff darüber reden. Aber jetzt sind wir hier und wir sind allein.« Er deutete auf ein weiteres Schild. Es wies nach links.

»Ich habe eine Ahnung, wohin das führt«, ließ ich Marc wissen. »Wenn mich nicht alles täuscht, dann sind wir bald in der Nähe des gescheiterten Wilson-Projects. Eine Anlage für Menschen mit niedrigem Einkommen. Wohnungen, Läden, ein Spielplatz, ein Kindergarten und eine Grundschule. Lief ein paar Jahre, dann wurde es

aufgegeben. Andere Projekte liefen erfolgreicher.« Ich lachte freudlos. »Man findet heute keine Informationen mehr über das Wilson-Project. So, als habe es nie existiert. Wahrscheinlich, weil ein grauenvolles Massaker die Pläne endgültig scheitern ließ. Mehr als 20 Menschen wurden in weniger als dreißig Minuten getötet, darunter auch vier Sozialarbeiter, die sich eine Bild von der Lage machen wollten.«

»Woher weißt du das, wenn man heute keine Informationen mehr darüber findet? CIA-Computer? Oder haben wir etwas dazu in unseren Unterlagen?«

»Nein.« Ich schaute aus dem Fenster und seufzte. »Zwei der Sozialarbeiter hießen Martha und Jack Meyer. Wir wohnten damals in Newark. Mit einem Schlag wurde ich Vollwaise. Wenig später meldete ich mich zur Army. Ich wollte dafür sorgen, dass *mich* niemand einfach abschlachtet, obwohl ich nur helfen will. Ich ging meinen Weg, den Horn aufzeigte. Bis zu jener Nacht, als *ich* Menschen tötete. Seltsam, oder? Obwohl ich selbst zur Mörderin wurde, tangiert es mich nicht, weil ich keine emotionale Verbindung zur Tat habe.«

»Das beweist, dass du tatsächlich unter dem Bann eines Vampirs standest. Dein Körper wurde benutzt, aber nicht die Person darin. Du warst es, warst es aber auch nicht. Schwer zu erklären.« Er runzelte die Stirn. »Vermutlich schickte uns Redcliff deswegen hierher – weil du dich hier auskennst.«

»Möglich. Wobei ich wie gesagt in Newark aufwuchs. Natürlich fuhr ich häufig nach Manhattan, wir besuchten Broadway-Stücke und gingen in die verschiedenen Museen. Aber die Stadt blieb mir fremd.«

Wir bogen erneut ab, weil es uns die Tatze sagte. Wir kamen dem Wilson-Project näher und näher.

Ich war nach dem Massaker dort gewesen, um es mir anzuschauen. Daher kannte ich die Anlage.

Sie war wenige Monate später aufgegeben worden. Laut meinem letzten Kenntnisstand gab es die Bauten noch, aber nun hausten Obdachlose und Junkies darin. Die Scheiben waren eingeschmissen, Strom und Wasser abgestellt.

Ein Ort, an dem sich der Müll unserer Gesellschaft türmte; auch der zweibeinige.

Ein letztes Schild und es wies unmissverständlich auf die Zufahrt des Wilson-Projects.

Das alte, rostige Schild, welches einst stolz die Hoffnungen der Initiatoren und der Bewohner des Blocks trug, stand noch immer; wenn auch stark verbogen. Die Farbe abgeplatzt, das Blech an manchen Stellen löchrig.

Irgendwelche Idioten hatten es als Zielschiebe für Steine, Waffen oder *was auch immer* benutzt.

»Alles in Ordnung?«, fragte Marc. Er schaute besorgt, denn mein Blick klebte an den großen Gebäuden, die nicht weit entfernt aus dem Boden wuchsen.

»Ja, alles in Ordnung!«, gab ich zurück. »Es ist ein paar Jahre her, inzwischen ist viel Wasser den Hudson hinabgeflossen. Zudem habe ich gelernt, persönliche Gefühle während einer Mission auszublenden. Der Katzenjammer kommt später ...«

Marc lenkte den Wagen auf den zentralen Parkplatz der Anlage, aber ich schüttelte den Kopf. »Fahr mal näher ran. Es gibt links eine breite Zufahrt, die direkt vor dem Eingang des Hauptgebäudes endet. Je nachdem müssen wir eventuell rasch das Auto erreichen.«

»Du bist die Expertin«, scherzte mein Partner, gab wieder etwas Gas und fuhr nach Links. Er fand die Zufahrt und folgte ihr. »Ja, das gefällt mir. Schön, dass du dich auskennst.«

»Ich habe noch immer die Bilder von damals im Kopf. Es war ... doppelplusungut!«

Wir parkten, öffneten vorsichtig die Türen und schauten uns um. Der Wagen war kugelsicher bis zu einem gewissen Grad. Das war dringend notwendig, denn der USMS war *auch* für das Zeugenschutzprogramm und Gefangenentransporte zuständig.

»Sicher!«, erklärte ich nach einem Blick in die Runde. Mir war keine Bedrohung aufgefallen.

»Sicher!«, bestätigte auch Marc. Wir stiegen vollends aus – und mussten nur Sekunden später erleben, dass wir uns geirrt hatten.

Wir sahen noch den Schatten aus großer Höhe niederfallen, dann landete ein Körper auf der Motorhaube unseres Wagens.

Blut spritzte, Knochen brachen mit einem hässlichen Geräusch. Ein undefinierbarer Laut war zu hören.

Sofort gingen wir in Deckung. Keine Sekunde zu früh, denn schon fielen Schüsse. Die Kugeln prallten von dem Wagen ab und spritzten davon, ohne Schäden zu hinterlassen.

Licht flammte auf. Es kam vom Dach des Hauptgebäudes und erfasste uns. Zwar regulierten die Digitalbrillen sofort die Helligkeit. Aber das änderte nichts daran, dass wir auf dem Präsentierteller saßen.

»Wir müssen irgendwie zur Tür!«, zischte ich in das Headset. »Sind wir drin, können uns die Heckenschützen zumindest nicht mehr in Schach halten.«

»Und wir kommen wir da rein?«, fragte Marc. »Du sitzt in der Nähe der Tür. Ich hingegen kauerte auf der falschen Seite.«

Mein Blick glitt an der Front empor. »Bei drei!«, sagte ich dann, zielte in die Höhe und begann zu zählen. »Eins – zwei – drei!«

Ich schoss. Kugel um Kugel jagte in die Höhe, ungezielt auf irgendwelche Fenster.

Marc warf die Tür ins Schloss und huschte um den Wagen, an mir vorbei zur Tür. Er stieß sie auf, sondierte die Lage und schlüpfte ins Innere.

Ich ließ das leere Magazin aus dem Griff der Pistole gleiten, schob ein anderes hinein und ignorierte den Beschuss, der daraufhin einsetzte. Wieder wurde der Wagen getroffen.

Aber das war mir egal.

Ich lud durch, rammte die Wagentür ins Schloss und warf mich nach vorne, hin zum Eingang.

Kurz darauf war auch ich im Inneren und presste mich dort gegen die Wand.

Sekunden verstrichen, in denen absolute Stille herrschte.

Dann erklang plötzlich ein lautes, vielstimmiges Heulen aus den Stockwerken über uns.

»Das wird übel!«, sagte Marc.

Wir erlebten ob des infernalischen Lärms. *Das müssen zig Werwölfe sein. Vielleicht sogar hunderte.*

VII

Das wird übel!

Marc's Ausspruch würde das Motto des Abends werden, daran zweifelte ich keine Sekunde.

Der Aufzug war außer Betrieb. Zum einen fehlte Strom, zum anderen standen die Türen der Kabinen offen. Wir sahen durchtrennte Kabel, die wie tote Schlangen herabbaumelten.

»Hier spricht Deputy Marshal Lara Phönix!«, rief ich, als das Heulen verstummte. »Mein Partner und ich sind in einer offiziellen Angelegenheit hier. Wer sich uns in den Weg stellt, begeht eine Straftat. Wer uns angreift, muss damit rechnen, erschossen zu werden.«

Das laute Heulen bewies, dass ich mir meine Sprüche hätte sparen können. Sie wirkten nicht, als seien sie sonderlich beeindruckt.

Wir warteten, bis die Geräusche erneut abbrachen.

»Sag mal!«, wisperte Marc, »das ist doch komisch. Oder?«

»Was?«

»Ein Rudel besteht aus etwa 25 Werwölfen. Davon sind einige weiblich, einige männlich. Jedes Rudel hat zwei Anführer, ebenfalls einer weiblich, einer männlich.«

»Also sind hier mehrere Rudel vereint?«

Marc zuckte mit den Schultern. »Wenn, dann ist das die erste Multi-Rudel-Aktion der Geschichte. Oder zumindest der uns bekannten Geschichte, denn Rudel arbeiten nicht zusammen. Da gönnt einer dem anderen nicht die Butter auf dem Brot.«

Ein drittes Mal erklang das Heulen.

Diesmal kamen mir die Laute und auch deren Abfolge bekannt vor.

Ich schloss die Augen.

»Der will uns verarschen!« Ich sprang auf und lief zur Treppe. »Hier ist vielleicht *ein* Rudel, aber nicht mehr.«
Wenn überhaupt.

»Wie meinst du das?«, fragte Marc überrascht.

»Hier sind garantiert nicht so viele Werwölfe, wie er uns glauben machen will.« Damit deutete ich die Treppe hinauf.

»Ich gehe vor, du folgst. Mal sehen, was uns da oben wirklich erwartet.«

Damit startete ich. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend eilte ich die Stiegen hinauf. Dabei achtete ich auf jeden Laut, der mir von oben entgegendrang.

Das Heulen erklang erneut, und wieder folgte es exakt dem gleichen Schema. *Eine Aufnahme. Verdammt ...!*

Die Treppe beschrieb eine Biegung. Exakt nach der Hälfte der Stufen knickte sie ab und führte zu der ersten Etage.

Ich sah den Werwolf auf der Lauer liegen. Er war verwandelt und lag dort wie ein beschissener Wachhund. Er hatte mich vermutlich sehr viel früher gehört, denn er knurrte. Geifer troff von seinen Lefzen, seine Augen glühten gelb.

»Komm nicht auf die Idee, mich ...«

Das Vieh sprang nicht nur in die Höhe, sondern wuchtete sich nach vorne. Es war voll verwandelt. Gut zwei Meter groß, muskulös und mit scharfen Krallen sowie noch schärferen Zähnen bewehrt.

Fasziniert sah ich der Kreatur entgegen, ehe ich abdrückte und zwei Kugeln in den Kopf des Viehs jagte. Ein Geschoss drang in die Stirn ein, blieb aber wahrscheinlich in dem harten Schädelknochen stecken. Das andere erwischte das Auge und drang von dort ins Hirn ein.

Die Wucht der Einschläge riss das Biest aus seiner Bahn, sodass es an mir vorbei die Treppe hinabpolterte.

Marc, der aufgepasst hatte, wich aus und schaute dem Wesen nach, das hinter und gegen die Wand prallte und dann im Knick der Treppe liegen blieb.

»Einer ist tot!«, rief ich hinauf. »Wir wollten Pérez. Sonst niemanden!«

Eindruck schindeten meine Worte nicht, denn hektische Schritte erklangen. Und die kamen nicht von Band.

Wir eilten weiter, ständig darauf gefasst, angegriffen zu werden.

»Wir müssen Stockwerk für Stockwerk untersuchen«, rief mir Mac zu. »Wer weiß, wo sich der Idiot versteckt.«

»Oben!« Damit deutete ich die Stufen hinauf. »Jede Wette, dass der ganz oben ist und unterwegs seine Helfer postiert hat?«

Schritte hallten im Treppenhaus wider. Ein Schemen jagte die Stiegen hinab, ehe ein nur halb verwandelter Werwolf erschien. Er sah uns und riss die Hände in die Höhe. »Nicht schießen. Bitte – ich ergebe mich. Ich will die ganze Scheiße doch nicht!«

»Welche Scheiße?«, fragte ich wütend. »Was wird hier eigentlich gespielt?«

Der Werwolf wurde vollends zu einem Mensch. Da er große Kleidung trug, war diese nicht gerissen.

»Es geht um Drogen!«, erklärte er. »Pérez will ...«

Er schwieg überrascht, drehte den Kopf, um in die Höhe zu schauen – und stürzte nach vorne.

Aus seinem Nacken ragte ein langes Messer. Es musste seine Wirbelsäule durchtrennt haben – eine auch für Werwölfe tödliche Verletzung.

»Also Drogen.« Marc nickte. »Ich ahne, wie das läuft.

Wahrscheinlich kam Pérez auf die Idee, den Drogenmarkt in New York City zu übernehmen. Ein neues Rudel, und seine Werwölfe als Handlanger. Die toten Dealer passen gut

ins Bild. Er erledigt jene, die nicht für einen neuen Boss arbeiten wollen.«

Ich schaute vorsichtig die Stufen empor und sah einen kompakten Schatten. *Da lauert doch einer!*

Leise schlich ich die Stufen hinauf. Dann aber ignorierte ich die Vorsicht. Wir hatten es mit Werwölfen zu tun und die verfügten über ähnlich gute Sinne wie Hunde.

Wer-Katzen wären mir lieber gewesen!

Ein tiefes Knurren erklang, je näher ich dem Schatten kam. Dann war der Werwolf auch schon da.

Aber nicht nur er griff mich an. »Waffe!«, rief ich nach unten, warf mich zur Seite und schon donnerte ein Schuss durch das Treppenhaus.

Hinter dem anstürmenden Gestaltwandler stand ein Mann mit einem Gewehr. Und der schien entschlossen, uns den Garaus zu machen.

Marc schoss mehrfach.

Die Kugeln erwischten den Lykanthrop und töteten ihn.

Den Schützen sah er hingegen nicht.

Ich schon, und meine Position war ausgesprochen schlecht.

»Fahr zur Hölle, Cop!«

Die Mündung wies auf mich, sein Finger krümmte sich.

Nur eine Chance!

Mit dem Mut der Verzweiflung warf ich mich nach vorne, um den Schuss zu unterlaufen.

Der Knall dröhnte erneut durchs Treppenhaus, etwas streifte mich. Ein glühender Schmerz raste über meinen linken Handrücken. Ich schrie auf, drückte aber gleichzeitig ab. Mit nur einer Hand feuerte ich auf den Mann und schaffte es, ihn von den Beinen zu holen.

Zwar feuerte auch mein Gegner, doch die Kugel hieb in die Decke.

»Bist du verletzt?«, wollte Marc wissen. Er schloss zu mir auf. »Zeig mal her.«

Ich hob die Hand. »Ein elender Streifschuss. Scheiße, tut das weh!«

Er riss den unteren Saum seines Hemdes ab und wickelte es um die Wunde. Sie blutete, aber nicht sonderlich stark. Schlimmer waren die Partikel, die vermutlich in der Wunde steckten. Ruß, vielleicht Metall von der Kugel. Ich musste die Verletzung säubern lassen, aber dafür war nun keine Zeit.

Wir mussten weiter – kostete es, was es wollte.

*

Als wir das oberste Stockwerk erreichten, lagen neun tote Werwölfe im Treppenhaus. Einen hatten wir nicht getötet, die acht anderen schon.

Nur einer hatte uns einen harten Kampf geliefert, denn er war plötzlich aus größerer Höhe niedergesprungen, sodass wir nicht hatten feuern können. Völlig überrascht waren wir von ihm in einen Nahkampf gezwungen worden.

So sahen wir nun auch aus.

Vorsichtig gingen wir den Gang entlang. Auf jeder Etage lagen zehn Appartements – fünf pro Seite.

»Was ist das für ein elender Gestank?«, fragte Marc nach ein paar Sekunden. »Der ist widerlicher als das, was wir bislang gerochen haben.«

Ich schaute ihn an. Dieser Gestank kam mir sehr vertraut vor. Ich hatte ihn schon oft gerochen. Immer dann, wenn irgendwo Leichen lagen.

Dazu passten auch die Geräusche, die wir hörten. Sie erklangen hinter den geschlossenen Türen.

Das Summen von Insekten.

»Du rechts, ich links?«, fragte ich meinen Partner.

Er nickte und öffnete die Tür zur ersten, rechts gelegenen Wohnung.

Marc war nur wenige Schritte ins Innere gegangen, als ich seinen angewiderten Schrei hörte.

Ich ahnte, was er sah, denn bei mir war es nicht anders.

Leichen.

Frauen, die nackt und teils grausam zugerichtet auf dem Boden lagen, an manchen Körperstellen bedeckt mit Maden und Fliegen. Sie starrten mir aus leeren Augen entgegen, die Münder zu qualvollen Schreien geöffnet.

Vor allem zwischen ihren Beinen sahen sie furchtbar aus.

Man hatte sie nicht nur vergewaltigt. Nein, hier waren Bestien über wehrlose, verwahrloste und verhärmte Frauen hergefallen, um sich an ihnen zu befriedigen.

Und dies auf mehr als nur eine Weise.

Die Pfeifchen und Spritzen, die überall in den Räumen lagen, ließen keine Zweifel aufkommen, dass es sich bei den Opfern um Crackhuren gehandelt hatte. Sie waren hierher gekommen, um sich Männern für ein paar Dollar anzubieten.

Orte wie diese gab es einige. Leer stehende Bauten, um die sich keiner mehr kümmerte. Penner und Junkies zogen ein, bald kamen die Frauen und jeder Typ in den ärmeren Gegenden wusste, wo man für einen Zehner seinen Spaß haben konnte.

Die Dealer hausten nicht weit entfernt oder sogar im gleichen Haus. Manche kassierten gleich bei den Freiern ab, die Frauen bekamen das Dope, aber keine Kohle.

Hier nun hatten die Werwölfe dafür gesorgt, dass diese Dienstleistungen eingefroren wurden. Sie hatten die Dealer getötet und mit den Huren ihren Spaß gehabt, ehe sie diese auch töteten.

Vermutlich sahen sie die Frauen als potenzielles Risiko, so lange sie ihre Geschäftsidee noch nicht vollends verwirklicht hatten.

»Ich will das Schwein in die Finger bekommen und ihm eine Kugel auf den Pelz brennen!«, grollte Marc. »Dieser perverse ...«

Wir arbeiteten uns vor. Noch hatten wir Pérez nicht entdeckt. Wir waren aber sicher, dass er hier irgendwo sein musste.

»Wie kann er es bei diesem Gestank aushalten?«, fragte ich meinen Partner. »Seine Nase ist feiner als unsere.«

»Er ist ein Werwolf. Ihm gefällt dieser Gestank vielleicht. Außerdem wird er die Frauen nicht einfach so getötet haben. Gut möglich, dass er potenziellen Gegnern damit einen gehörigen Schrecken einjagt.«

»So wie uns?«, fragte ich sarkastisch.

Eine Antwort erhielt ich nicht, aber mir war auch so klar, warum uns Pérez hierher bestellt hatte.

Auch ich wollte ihn in die Finger bekommen ...

VIII

Pérez saß in einem Sessel, der eher an einen Thron erinnerte.

Wir hatten ihn im letzten Appartement auf der rechten Seite gefunden, umgeben von seinen engsten Mitarbeitern. Zwei Frauen und vier Männer. Werwölfe, allesamt verwandelt.

Er selbst saß in seiner menschlichen Gestalt vor uns. Das Grinsen auf seinem Gesicht war widerlich. Dabei fragte ich mich, was es zu grinsen gab. Schließlich waren wir hier, hielten Waffen in Händen und bedrohten ihn. Seine Leibwächter – oder wie immer man sie auch nennen wollte – konnten die Tatsache nicht ändern, dass er in der Scheiße saß.

So zumindest sah es aus.

»Bravo. Bis hierher seid ihr gekommen. Eine reife Leistung, meine Freunde. Wer hätte gedacht, dass sich zwei Marshals nicht nur nicht von meinen technischen Spielereien abschrecken lassen, sondern auch jeden Werwolf töten, der sich ihnen in den Weg stellt. Ihr seid besser als gedacht.«

»Weißt du was, du krankes Schwein? Ich habe überhaupt keine Lust auf deine Sprüche!« Damit drückte ich ab, noch bevor es die Werwölfe begriffen.

Selbst mein Partner drehte erstaunt den Kopf.

Die Kugel hieb in Pérez' Kopf ein – und ging hindurch. Deutlich konnten wir sehen, dass das Geschoss in die Rücklehne des Sessels hieb.

Pérez lachte, während wir einen Moment brauchten, um zu begreifen.

»Ein Hologramm?«, rief Marc erstaunt. »Diese Technik ...«
Er schaute sich um und sah einen kleinen Projektor an der Wand gegenüber dem Sessel.

»Ein Hologramm!«, bestätigte Pérez. »Ihr habt meine Pläne durchkreuzt, aber mich bekommt ihr nicht.«

Er lachte laut.

Ich hingegen wirbelte herum und eilte hinaus. »Marc!«, rief ich dabei. »Er kann nicht weit entfernt sein!«

Mein Partner folgte mir, während sich die Werwölfe nicht rührten. Offenbar hatte keiner von ihnen Lust, dem Teufel die Hand zu schütteln.

Wir eilten den Gang entlang.

»Warum denkst du, dass er nicht weit entfernt sein kann?«, rief mir mein Partner nach, der zwei Schritte hinter mir lief.

»Weil er per Funk mit uns gesprochen hat. Sender und Empfänger von ihm müssen sich also in Reichweite des Hauses befinden, so klar und schnell seine Reaktionen kamen.«

Wir kamen zu den Treppen. Aber diesmal wollte ich den schnellen Weg nehmen.

Ich schaute in den Schacht der Aufzüge und sah, dass eines der Kabel bis hinab führte.

Ohne zu zögern wuchtete ich mich in die Tiefe, griff im richtigen Moment zu und schon baumelte ich über dem Abgrund.

»Lara, spinnst du?«, rief mir Marc nach. »Ich nehme die Treppe!«

»Okay.« Ich begann, mich in die Tiefe gleiten zu lassen. Stück für Stück, ohne mir die Hände zu verbrennen.

Schließlich sah ich das Erdgeschoss kommen. Ich stoppte, pendelte vor und zurück, um mich dann aus der offenen Tür in den Gang zu wuchten. Dort kam ich auf, rollte über die Schulter ab und spurtete hinaus.

Die roten Rücklichter eines Wagens verschwanden um die Ecke.

»Scheiße, er ist weg!« Ich lief zu unserem Fahrzeug. »Marc, wo bist du?«

»Dritter Stock!«, kam es keuchend zurück. »Gleich zweiter Stock. Verdammt, bist du fix!«

»Mach schneller!« Da Marc die Schlüssel hatte, konnte ich nicht die Verfolgung aufnehmen.

»Ich bin gleich da!«, keuchte mein Partner.

Kaum eine Minute später kam er aus dem Haus, ließ die Schlösser der Türen aufsnappen und umkreiste den Wagen.

»Das nächste Mal nehme ich die Schlüssel!«, rief ich ihm zu. Es war klar, dass wir verloren hatten. Ich wusste nicht einmal, in welchem Fahrzeug Pérez geflohen war.

Wie also sollten wir ihn bei dem Verkehr in New York City schnappen?

Während Marc Gas gab, rief ich das NYPD an und ließ mich mit dem Chef vom Dienst verbinden.

Wir brauchten wachsame Beamte am Hafen sowie auf den Flughäfen und Bahnhöfen. Nicht nur im Big Apple, sondern auch in New Jersey. Auch mussten die Mautstellen informiert werden.

Nachdem das Gespräch beendet war, schaute ich mich um. Wir fuhren durch die Bronx, näherten uns aber deren Grenze.

»Ich denke«, erklärte Marc zerknirscht, »das wir ihn erneut verloren haben. Der macht sich aus dem Staub.«

»Ja. Wir haben seine Pläne durchkreuzt. Macht er weiter, wissen wir, dass er noch hier ist. Also muss er sich zurückziehen und warten, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Oder einen anderen Plan aushecken, um seine Ziele zu erreichen.« Ich lachte freudlos. »Wie war das mit den mörderischen Trieben? Im Wilson-Project

bekommt dieser Ausdruck eine völlig neue Bedeutung, oder?«

Wir hatten die Bronx hinter uns gelassen.

»Ist das da hinten ein Computerladen?«, fragte ich meinen Partner.

Dieser nickte. »Eine Kette. Die verkaufen im ganzen Land Geräte. Meine Frau hat ...«

»Halt an!«, unterbrach ich ihn.

Kaum stand der Wagen, als ich auch schon über die Straße lief, den Laden betrat und mich umschaute.

»Ein Notebook mit Bluetooth!«, rief ich dem Verkäufer nach ein paar Sekunden zu. »Lange Akku-Dauer und ein Adapter, um es im Auto laden zu können.«

Ich erhielt das Gewünschte, zahlte mit der Spesen-Kreditkarte des USMS und eilte zurück zum Wagen. Dort packte ich das Gerät aus und schaltete es ein.

»Fahr!«, bat ich Marc, während ich die Software einrichtete. Viel benötigte ich nicht; lediglich einen Browser. Und den lieferte das System bereits von Haus aus.

»Was tust du da eigentlich?«, fragte mich mein Partner.

»Mir ein System der Agency ausleihen, sofern ich noch Zugriff habe.« Ich verband das Notebook mit dem PDA; um ihn als Modem zu nutzen, rief eine verschlüsselte Webseite auf und gab jenen Code ein, den ich als Agentin nutzte. Da es sich nicht um einen persönlichen Zugang handelte, war er aktiv und ich konnte eine Anfrage an die Satelliten stellen, auf welche die CIA Zugriff hatte.

Anschließend lud ich ein Bild von Pérez, aufgenommen mit der Digitalbrille am Abend zuvor, auf den Server, um es als Suchmuster nutzen zu können. Dann gab ich meine neue E-Mail-Adresse ein und schickte die Suchanfrage ab.

Ab dann hieß es *Hoffen und Bangen*.

Zwei Tage waren vergangen, seit uns Pérez in der Bronx gelinkt hatte. Zwei Tage, in denen er sich hatte sicher fühlen dürfen.

Ich war bestrebt, daraus keinesfalls drei Tage werden zu lassen.

Die Dunkelheit hatte sich über Hatch, New Mexiko gelegt wie ein samtenes Tuch. Hier sagten sich ohnehin Fuchs und Hase gute Nacht. Der Ort zählte nicht einmal 2000 Einwohner. Einzig die grüne Chili, laut BBC die beste Chili der Welt, hatte den Ort berühmt gemacht. Während der Ernte trieb es einem schon die Tränen in die Augen, wenn man den Ort nur passierte.

Und das war keine Übertreibung, sondern ein Fakt.

Es war auch ein Fakt, dass ich auf dem Dach eines Buchladens lag, in der Hand aber eine Armbrust, kein Gewehr, wie es beim Attentat auf JFK benutzt worden war. Marc und ich hatten genug von der elenden Scheiße, die Pérez veranstaltete. Er hatte uns im Big Apple gelinkt, er hatte Frauen getötet und seine Untergebenen in die Schlacht gegen uns geschickt. Von all den toten Dealern ganz abgesehen.

Dem Satelliten der CIA war es gelungen, den Werwolf aufzuspüren. Hier, in Hatch hatte er sich mit zwei Männern getroffen, die normalerweise illegale Einwanderer von Mexiko in die Vereinigten Staaten schleusten. Hin und wieder nahmen aber auch Verbrecher ihre Dienste in Anspruch, um in die andere Richtung zu reisen.

Wir wussten, wann das Spiel losgehen sollte, und hatten vor, die Regeln nachhaltig zu ändern.

Geduld ist die Stärke des Marshals, hatte man mich während der vier Wochen Ausbildung in Mount Paxton gelehrt.

Da sich dies mit den Sprüchen meines Ausbilders bei der Agency deckte, lag ich recht gelassen auf dem Dach und wartete.

Um kurz nach zehn wurde meine Geduld belohnt.

Pérez verließ eine schäbige Unterkunft, in der er sich versteckt gehalten hatte, schaute sich misstrauisch um und schlenderte schließlich über die Straße.

Ein Wagen fuhr vor, in ihm saßen zwei Personen. Dank der Brille erkannte ich, dass es sich um die Schlepper handelte.

»Zugriff!«

Plötzlich jagten Polizeiautos herbei und blockierten die Straße. Marc spurtete aus einem Haus, die Waffe in der Hand.

Während sich die Cops um die Schlepper kümmerten, wollte Marc unsere Zielperson verhaften.

Aber Pérez sah nicht ein, dass das Spiel zu Ende war. Er wandte sich zur Flucht und begann gleichzeitig, sich zu verwandeln.

Danke, Mistkerl!

Ich drückte ab.

Der Bolzen jagte in den Nacken des Flüchtenden, zerstörte dort die Wirbelsäule und ließ ihn kraftlos zu Boden fallen.

Ein Beben floss durch seinen Leib, dann war es vorbei.

Marc schaute hinauf zu mir und hob den linken Daumen.

Der Job war erledigt!

*

»Deputy Marshal Phönix! Bitte melden Sie sich im Büro von Director Redcliff.«

»Deputy Marshal Phönix! Bitte melden Sie sich im Büro von Director Redcliff.«

»Deputy Marshal Phönix! Bitte melden Sie sich im Büro von Director Redcliff. Vielen Dank!«

Ich stand auf, wischte mir mit der Serviette den Mund ab und verließ die Kantine von Mount Paxton, um der Aufforderung nachzukommen.

Als ich eintrat, saß Marc bereits vor dem Schreibtisch unseres Chefs. Auch Second Deputy Director Alice Horn war zugegen.

»Ah, Lara. Nehmen Sie Platz«, bat Redcliff. »Wir haben nun die Berichte gelesen und die Fakten überprüft.« Unser Chef lächelte zufrieden. »Das war gute Arbeit. Sie haben Pérez nicht nur daran gehindert, seine Pläne in die Tat umzusetzen, sondern auch dafür gesorgt, dass er niemals wieder Pläne haben wird. Das NYPD war entsetzt, als es die Leichen in der Wilson-Anlage fand, und begeistert zu hören, dass sie den Fall der toten Dealer zu den Akten legen konnten.«

»Ja, wir waren fleißig«, scherzte mein Partner.

»In der Tat.« Er schaute zu mir. »Sich den Satelliten der Agency *auszuleihen*, entsprach nicht der Dienstvorschrift, erwies sich aber als effektiv. Wir haben mit den Kollegen in Langley gesprochen. Nach Rücksprache mit unseren Vorgesetzten und den hohen Tieren im Weißen Haus sowie im Pentagon erhalten wir nun ebenfalls offiziell Zugriff auf diese Systeme. Zumindest jene Deputy Marshals, die darauf geschult wurden.«

»Ich gebe zu, dass sich die Technik bezahlt gemacht hat!«, brummte Marc, dem mein triumphaler Blick in seine Richtung nicht entgangen war.

»Schön. Da Deputy Marshal Young ohnehin ein paar Tage Urlaub beantragt hat, werden Sie ausgewählte Mitarbeiter in dem Umgang mit den uns zur Verfügung gestellten Systemen der CIA schulen, Deputy Marshal Phönix. Vielen Dank, gute Arbeit, viel Spaß – und jetzt raus!«

Er lachte, um seinen Worten die Schärfe zu nehmen.

Wir nickten und gingen.

»Tja, und so endet der erste Fall«, sagte Marc zufrieden, während er seine Glieder dehnte. »Ich freue mich schon auf den nächsten Einsatz.«

»Ich mich auch.«

Er klopfte mir auf die Schulter, dann machte er sich auf den Weg, um seinen Urlaub zu genießen. Ich hingegen musste eruieren, wie man einen Konferenzraum reserviert.

Schließlich galt es, ein paar Kollegen zu schulen.

Klingt *das* nicht spannend?

Weitere kostenfreie Novellen, Romane und Artikel

finden Sie auf www.geisterspiegel.de

Schauen Sie rein, lassen Sie sich begeistern.

Oder besuchen Sie uns auf Facebook!

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.